

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 137.

Berlin, Mittwoch den 15. November

1843.

Dänemark.

Aus dem Loggbuch Emanuel's, eines dänischen Hochbootmannes.

Von Heinrich Smidt.

III. Ein Schiffsbrand.*)

Der blinde Hermann erzählte:

Weithin wogt das prächtige, majestätische Meer. Der fernste Rand desselben ist mit einem langen dunklen Streifen eingefaßt, dessen Oberfläche rosenfarben erglänzt; das ist die im letzten Schimmer der Abendröthe aufglühende Küste von Biscaja. Auf den Wellen dehnt sich der stolze Rumpf einer Fregatte. Von dem Topp ihres großen Mastes weht der königliche Wimpel, von ihrer Gaffel die blutrothe Dannebrogflagge mit dem weißen Kreuz.

Von dem Berdeck bis zu der höchsten Spitze der Oberbramstengen ist das Schiff mit seinen Segeln bedeckt, aber eine schwache Brise hält sie kaum gefüllt, und nur langsam bewegt sich das Schiff der fernhin winkenden Küste entgegen. Die Seitenborde sind mit einem glänzenden schwarzen Lack überzogen; dazwischen laufen zwei weiße Linien in zierlicher Wölbung von der Back zur Schanze; es sind die Einfassungen der Kanonenporten, die geöffnet sind und fünfzig Feuerschlände zeigen, die hell aufglänzen im scheidenden Abendlicht. „Atalante“ heißt die Fregatte, und das Galion zeigt die Gestalt dieser kühnen, leichtgeschürzten Jungfrau, die noch schneller als das Schiff über die Wellen des Meeres dahin fliegen möchte. Der Spiegel leuchtet von Vergoldung und Schnitzwerk; aus den erleuchteten Fenstern tönt fröhliches Geschwäg; es schallt von der Tafel des Capitains her, der seine Offiziere zu einem fröhlichen Bankett um sich versammelt hat.

Jetzt ertönt die silberne Pfeife des Hochbootmanns, und gleich darauf wird es lebendig auf dem Berdeck. Aus den Masten, aus den Schanzen, von der Back und vom Kabelaft kommen sie herbei und sammeln sich am Backbord des Mitteldecks; die Toppgasten gehen voran, die Uebrigen folgen, doch hält sich Back und Back zusammen, stets acht Schüsselmaaten für eine Schüssel, und der Bordere von ihnen trägt das Gefäß. Der Zug beginnt und geht um die Cambüse; jede Backgenossenschaft erhält ihr Theil. Sie entfernt sich mit demselben nach ihrem angewiesenen Platz, und die Abend-Mahlzeit wird in aller Ruhe gehalten; kaum daß die Maaten einer Back es wagen, der zunächst liegenden irgend eine Bemerkung oder einen Einfall mitzutheilen.

Eine halbe Stunde vergeht; abermals ertönt der Schall der silbernen Pfeifen von einem Schiffsende zum anderen. Die Esgeräthschaften sind längst entfernt; langsam und schweigend begeben sich die Matrosen nach dem Mitteldeck. An dem großen Mast haben sich die Marine-Soldaten aufgestellt; sie schultern das Gewehr und schauen gleichgültig drein. Der letzte Schimmer des Abendrothes ist längst verglommen; der Mond geht auf und wirft sein feenhaftes Licht auf diese eigenthümliche Scene. Die Offiziere kommen aus der Kajüte und begeben sich nach dem Backbord des Quarterdecks, der Marine-Offizier tritt zu seinen Soldaten; die Kadetten lehnen am Gangspill.

Der Capitain betritt das Berdeck. Auf ein Zeichen des Marine-Offiziers wirbeln die Trommeln, und die Soldaten präsentiren das Gewehr. Der Capitain läßt den Hut und dankt schweigend.

Die Glocke läutet zum Gebet.

Feierlich sammelt sich jetzt Alles um den Schiffsprediger, der mit eintöniger Stimme die üblichen Gebete spricht; er empfiehlt das Schiff und seine Besatzung dem Schutze dessen, der die Winde fesselt und den verschlingenden Wellen zuruft: Bis hierher und nicht weiter! Er erhebt die Hände zum Segen, und die wettergebräunten Seeleute beugen unwillkürlich das Haupt.

Da stürzt athemlos, bleich, mit gesträubtem Haar ein Halbmatrose von dem Lazareth hinauf, durchdringt den Kreis der Beter, schreit mit herzzersehndem Tone: „Feuer!“ und stürzt ohnmächtig zusammen.

Feuer! — Ein Schrei des Entsetzens ertönt; der Prediger verstummt, und die Matrosen stäuben nach allen Richtungen hin aus einander. Auch die Soldaten schwanken, ihre Kniee schlottern, die Gewehre senken sich; aber das eiserne Kommandowort fesselt sie, und hochaufgerichtet stehen sie in geschlossener Reihe. Die Offiziere umringen ihren Chef, während die Kadetten den Halbmatrosen aufrichten und ihn zu ermuntern suchen. Er schlägt die Augen auf und stammelt: „Ich stand vor der Hängematte des alten Ralph, um ihm den Trank einzugeben, wie der Doktor befohlen hat. Da verbreitet sich plötzlich ein heller Schein. Ralph lag im Fieber und sagte, das sey das Schiffs-

Gespenst. Erschreckt schloß ich die Augen, aber ich konnte nicht anders, ich mußte sie wieder öffnen und sah deutlich, wie eine Flamme an der Scheerwand hinaufstiege. Da konnte ich nicht aushauern, ich mußte es ausrufen.“

„Geschwind, meine Herren, gehe Einer von Ihnen und sehe, was Wahres an der Sache ist, und die Uebrigen halten sich bereit, sogleich die wirksamsten Vorkehrungen zu treffen.“

Der Capitain sprach's, und die Mannschaften machten den Offizieren Platz. Es bedurfte des Einziehens der Erkundigungen nicht, denn als der dienstthuende Offizier an den Eingang des Lazareths kam, drang ihm ein erstickender Rauch entgegen; das Gestöhn der Kranken war herzzersehnd. „Mir nach! Mir nach!“ ruft der muthvolle Offizier und drang in die Räume des Unglücks ein. Einzelne beherzte Matrosen folgten ihm und entrißen ihre unglücklichen Kameraden dem entsetzlichen Feuertode. Die Kranken auf dem Rücken, erschienen sie oberhalb der Luken und legten ihre Last schweigend auf dem Backbord des Quarterdecks nieder.

Unterdessen hatten die Offiziere mit großer Umsicht Anstalten zum Löschen getroffen; die äußeren Schiffspumpen waren im vollen Gange, und ein dichter Wasserstrahl schoß in die Räume des Lazareths hinab. Andere zogen in Eimern und anderen Behältern Wasser herauf und neigten unaufhörlich das Berdeck von einem Ende zum anderen.

Zwei unerschrockene Kadetten wurden zur Pulverkammer beordert, um genau nachzusehen, ob jede Vorsichtsmaßregel getroffen sey, diese zu schützen. Zwei andere begleiteten den Proviantmeister hinab zu den Vorräthen, mit dem Auftrage, sobald es nöthig sey, alle feuerfangenden Gegenstände zu entfernen und, wenn es seyn müsse, sie über Bord zu werfen. Sie drangen in die finsternen Räume ein; um irgend sehen zu können, mußten sie die Thür auflassen, der Feuerschein gewährte ihnen hinlängliches Licht. Aber an dem entgegengesetzten Ende der Kammer waren die Luftklappen geöffnet; der Wind gewann einen freien Durchzug und flog zu dem Feuer herüber; wild prasselte die Flamme auf und leckte die Balken des Berdecks.

„Ueber Bord mit dem Rum und dem Spriet!“ schrie der Proviantmeister außer sich und rollte ein Faß vor sich her, ohne zu wissen, wie es auf das Berdeck zu bringen sey, um es dort über Bord zu rollen. Aber kräftige Hülfe war zur Hand; es wurde eine Tafel herabgelassen und das Faß gehißt; die Tafel war schwach, sie konnte die angehängte Last nicht tragen und riß. Das Faß stürzte herab und plägte aus einander, glühende Funken fielen in das nach allen Seiten hinströmende Feuerwasser, und brennende Wellen brachen sich an den Seitenborden des Zwischendecks.

Die Kunde des neuen Unglücks gelangte auf das Berdeck. Die Offiziere wandten die erbleichenden Gesichter ab und eilten dann zur weiteren Hülfe fort, die mit jeder Sekunde ohnmächtiger ward. Der Capitain war allgegenwärtig und munterte mit kräftigen, entschlossenen Worten die Leute zu neuen Anstrengungen auf.

Längst waren die Segel festgemacht und das Schiff den Wellen überlassen; überdies hatte der schwächste Windhauch aufgehört, und die Atmosphäre war unbeweglich. Der Mond schien klar und hell, und einzelne Sterne blühten freundlich auf die Unglücksstelle herab. Aber fern im Westen änderte sich die Scene, und eine Wolkenmasse stieg aus der Tiefe des Meeres herauf; hätten die Leute noch auf irgend etwas Anderes achten können, als auf die Flammen, die in dem Innern ihres Schiffes wütheten, sie würden gesehen haben, daß sich ein zweites Element zu ihrem Untergange geschäftig rüstete.

Zum Tode erschöpft ließen die Matrosen die Arme hängen; die Offiziere gingen von Einem zum Anderen, feuerten sie durch ermuthigende Worte an und erquickten sie mit stärkendem Wein. Auf's neue begann die Arbeit, die Verzweiflung verlieh ihnen übermenschliche Kräfte, und einen Augenblick lang dämmerte ihnen eine trügerische Hoffnung auf. Aber da sprangen mit lautem Geprassel die Luken des Kabelafts aus einander, die Flamme stieg riesengroß empor, umarmte den Fockmast und ergriff die Takelage desselben, von der untersten Webeleine bis zur Bramsahling mit rasender Schnelle emporsteigend.

„Die Bote! Die Bote! Rettet die Bote!“ lautete der allgemeine Ruf, und Alle ließen ab von den unnützen Löscharbeiten, um sich diesen letzten Rettungsanker zu erhalten.

Kaum berührte das erste Boot den Wasserspiegel, und das zweite sollte folgen, als die finsternen Wolken, die aus dem Abgrunde aufstiegen, den höchsten Gipfel erreicht hatten; ein lauter Donner hallte vorüber, ein zischender Bliz riß sie aus einander, und ein stiegender Sturm stürzte sich auf das unglückliche Schiff. An den Stagen, die von dem Fockmast zum großen Mast führen, züngelte das Feuer wie eine Schlange hinauf, und in einem Nu stand auch dieser in Flammen; ein dichter Funkenregen fiel auf die Raaren und Stengen des

*) Vgl. Nr. 120 u. Nr. 125 des Magazins.

Besammastes nieder. Im Innern wüthete die Gluth fort, und das Feuer näherte sich mehr und mehr dem verhängnißvollen Orte der Pulverkammer.

Bis jetzt hatte das furchtbare Gespenst der See-Subordination noch seine Herrschaft behauptet, aber die eiserne Fessel, womit es die Genossenschaft eines Schiffes umschlingt, begann vor der Gluth des Feuers zu schmelzen, und lautes Murren ward vernommen.

Der Capitain hatte eine kurze Berathung mit seinen Offizieren gehalten; diese traten aus einander, und der Befehlshaber sprach mit lauter Stimme:

„Dänische Männer! Wir weichen dem Geschick! Das Schiff ist nicht mehr zu retten, also will ich Euch retten! Wir besteigen die Böte! Haltet fest zu einander und seyd ruhig und besonnen!“

Die Pfeifen der Bootsmannsmaten erklangen, aber das Pfeifen des Sturmes überdönte sie, und laut erhob sich von allen Seiten das Geschrei: „In die Böte! In die Böte! Rette dich, wer kann!“

Alles stürzte nach den Fallreepen, wo die bereits ausgelegten Böte von den erregten Wellen auf und nieder geschleudert wurden. Umsonst versuchten die Offiziere, ihre Anordnungen zu treffen, vergebens war ihr Befehl: kopfüber stürzten sich die Matrosen in die zunächst liegende Barcasse, und als diese überhäuft war, stieß sie von dem Schiffe ab.

Ein Knall! Neues Entsetzen! Die furchtbare Gluth hat die Steuerbords-Kanonen des Vorderkastels erglänzen gemacht; sie entladen sich selbst, der erste Schuß hallt weit hinaus in die Sturmesnacht; ihm folgt ein zweiter, ein dritter. Die fliehende Barcasse, von den Wellen hoch emporgeschleudert, fliegt weit ab vom Schiffe, die Kugeln sausen zischend durch den aufspritzenden Gischt, sie schlagen in die Seitendorde des Fahrzeuges; es sinkt in die Tiefe, und herzzerstöhnend mischt sich mit dem übrigen verworrenen Lärmen das Angstgeschrei der Versinkenden.

Der Capitain benutzte dieses Ereigniß, das auf die rohen Gemüther der Matrosen einen tiefen Eindruck zu machen scheint; er schwingt sich auf eine Kanone, und umsprüht von herabströmenden Funken, ruft er: „Das ist die Strafe des Ungehorsams! Der Arm Gottes züchtigt die Verräther, wenn es der Arm der Menschen nicht mehr vermag! Gehorcht, oder ihr endet, wie sie! Das Langboot vor!“

Aber starr standen die Männer vor dem neuen Unheil, das jetzt über sie hereinbrach. Die Gluth des Feuers strahlte über die Meeresfläche hin und vergoldete die weißschäumenden Häupter der Wellen. Der in der Tiefe schlummernde Hai schreckte aus dem Schlummer auf, es schien ihm, als ob es Tag geworden sey und die Morgensonne ihr rosiges Licht auf die Meeresthale werfe; spritzend und schnaubend kamen die Ungeheuer des Meeres mit weitgeöffnetem Rachen an die Oberfläche und umkreisten das brennende Schiff, hohe Wasserstrahlen gegen den Nachthimmel aufspritzend, während die Kanonen des Vorderbords sich lösten und wie ferne Donner verhallten.

Die Lust zum Leben siegte; hier war gewisser Untergang, dort eine Möglichkeit der Rettung. Die Matrosen, jetzt der Weisung ihrer Offiziere geduldig folgend, stiegen in das Langboot hinab. Da erschallte das laute „Hallo!“ des Hochbootmanns, und unwillkürlich wandten sich Aller Blicke nach dem Vorderkastel. Mit unerschrockenem Muthe hatte er bis jetzt, von zwei kühnen Seeländern begleitet, dort ausgeharrt und Rettung zu bringen gehofft, aber er sah die Unmöglichkeit ein und eilte jetzt herbei, um mit den Gefährten einen Platz in den Bötten zu finden. Schon nahen sie sich der Ankerwinde, da brach die Gluth mit solcher Gewalt aus dem Zwischendeck hervor, daß ein weiteres Vordringen unmöglich wurde; die Deckslast gab nach, sie brach zusammen und stürzte in die Tiefe hinab. Ein weiter, grauenvoller Abgrund, in welchem die Flammen mit den hereinströmenden Wellen kämpften, dehnte sich zwischen dem Unterkastel und dem Quarterdeck; der Jockmast schwankte hin und her, die ganze majestätische Masse, deren Raue und Stengen wie glühende Säulen leuchteten, von dem brennenden Tauwerk wie von feurigen Schlangen umzüngelt, brach mit lautem Getöse zusammen und stürzte auf den unerschrockenen Hochbootmann und seine Gefährten herab.

„Alles vorbei!“ waren die letzten Worte, die der riesige Held des Kabelgats ausstieß; seine Gefährten starben mit einem halb erstikten Seufzer; mit Schauder wandten sich die Uebriggebliebenen von diesem entsetzlichen Schauspiel.

Das Langboot war gefüllt und versuchte nun, sich von dem brennenden Schiffe frei zu machen und aus dem drohenden Bereiche der Kanonen zu kommen, die sich noch nicht alle entladen hatten. Die Schaluppe kam an die Reihe, und die Offiziere verließen nun das Verdeck, das mit jedem Augenblick glühender ward und ein längeres Verweilen nicht mehr gestattete. Der Capitain war der Letzte. Als Alle hinunter waren, setzte er den Fuß auf die schwankende Leiter; doch plötzlich wich er zurück und rief: „Wo sind die Kabetten, die zur Pulverkammer beordert wurden?“

Keine Antwort! Nur aus der Schaluppe die ungeduldige Mahnung, daß der Capitain nicht länger säumen möge.

„Nicht von der Stelle!“ rief er aus, „bis ich über das Schicksal dieser Unglücklichen im Klaren bin!“ Und mit diesen Worten stürzte er durch Rauch und Flammen nach der Pulverkammer, der sich die Gluth bereits auf das bedrohlichste näherte. Dort fand er sie. Erschöpft von der anstrengenden vergeblichen Arbeit, war der Jüngere bereits ohnmächtig hingsunken; der Ältere bemühte sich umsonst, ihn zu ermuntern und mit sich fortzuziehen. Der Capitain ergriff den Ohnmächtigen, und mit starken Armen trug er ihn, unter endlosem Feuerregen, auf das Verdeck, der Andere folgte. Mit lautem Freudengeschrei wurden sie von den Offizieren empfangen und in die Schaluppe gebracht, die von einer mitleidigen Welle erfaßt und weit von dem Schiffe fortgeschleudert wurde.

Das Langboot und die übrigen Fahrzeuge, gefolgt von dem gierigen

Hai, feuerten nach der Richtung hin, wo das Land lag, vorerst nur bemüht, so schnell als möglich aus dem Bereiche des Schiffes zu kommen. Wenn die Gluth heller ausleuchtete, sah man eines oder das andere derselben über die Gluth hinreichend; wie Meteore kommend und verschwindend.

Die „Atalante“ gewährte in ihrer letzten Stunde einen majestätischen Anblick. Der Vordermast und das Bugspriet waren herabgestürzt, der große Mast war ausgebrannt und bereitete sich schwanfend zum Sturz; der Besanmast stand in heller Gluth, und als ob es ein Zauber gewesen, der sie schützte, war bis jetzt die von der Gaffel wehende Flagge noch nicht entzündet; ihr weißes Kreuz leuchtete weit hinaus in die aufgeregte Sturmnacht.

Schon waren die Böte in weiter Entfernung; da drang das Feuer bis in die Pulverkammer. Ein einziger, ungeheurer Knall, der das Meer bis in seine Tiefe erbeben machte; eine ungeheure Flamme, die in die Wolken hineinstrahlte; dann ein glühender Regen von Trümmern aller Art, die hoch hinaufgeschleudert wurden und knitternd und knatternd herabfielen; dann tiefe, schweigende Nacht.

Holland und Belgien.

Niederländische Sagen.

(Schluß.)

Der wunderbare Zauber, den die stille blaue Fläche der Fluth, das murmelnde Rauschen der Wasser auf die Seele des Menschen üben, hat bei allen Völkern und so auch bei denen deutschen Stammes einen wunderbaren Reiz über die Sagen von Wassergöttheiten ausgebreitet. — Man hat oft an Flüßen und Quellen Geister gesehen, welche die deutschen Belgier Necker nennen. Bald waren solche Geister in Chören vereint und sangen wunderliebliche Weisen, bald ordneten einzelne nach der Weise der Frauen das Haar auf der Fluth. Einige Male haben sie auch mit Menschen geredet und Spiele von aller Art gespielt. Bei Gent hat sich oftmals auf dem Wasser der Schelde ein alt Männchen sehen lassen, war ein Necker, hat immer geseufzt und geklagt. Zwei Kinder, die einmal am Ufer spielten, sahen ihn auf sich zukommen und sind wegelaufen, worob der Necker jämmerlich geweint hat. Er that keinem Menschen etwas zu Leide. Wenn man ihn fragte, was ihm fehlte, dann holte er einen tiefen Seufzer und verschwand. — Zu Jupille erschienen eines Sommerabends drei Nixen und tanzten dort mit den jungen Burschen, und eine hatte, da es schwül war, ihre Handschuhe ausgezogen und ihr Tänzer dieselben aufgehoben. Der Tanz währte lange, und es schlug zwölf; da fuhren die Jungfrauen erschrocken auf, und die eine fragte allerwärts: „Wo sind meine Handschuhe?“ Aber ihr Tänzer wollte sie als Liebespfand zurückbehalten, und die Jungfrau eilte ohne sie mit ihren Gefährtinnen fort; da ging er ihnen nach, denn er wollte gar zu gern wissen, wo das schöne Mädchen wohnte, und er kam weiter und immer weiter bis an das Ufer der Maas; da stürzten sich die Jungfrauen hinein und verschwanden. Als der Liebekranke am anderen Morgen an diesem Ort zurückkehrte, war das Wasser blutroth, und die Jungfrauen erschienen seit der Zeit auch nimmer wieder. — Am Nixenbache (Neckerbeek) bei Gent ist es oft geschehen, daß, wenn Abends die Jünglinge und Mädchen der anliegenden Dörfer sich mit Tänzen erlustigten, plötzlich ein feiner fremder Herr in ihre Mitte trat. Walzte aber eine von den Jungfrauen mit ihm, dann war's um sie geschehen, denn er walzte dem Bache immer näher und näher, und wenn er ganz am Ufer war, dann sprang er mit einem Male mit der Jungfrau ins Wasser und wurde nicht mehr gesehen. — In ganz Brabant geht die Sage, daß der Necker den Ertrunkenen das Blut aussaugt. Oft hört man aus Bächen das jammernde Rufen eines Kindes; da muß man aber so leicht nicht trauen, denn es ist oft ein Betrug vom Necker.

Aus den Schaaren der im Vorigen besprochenen überirdischen Wesen treten einzelne Persönlichkeiten hervor, die sich besonders an das Geschlecht der neckischen, oft boshaften Klabaftermannelens anzuschließen scheinen, wie ja auch bei uns unter den Kobolden und Zwergen einzelne besonders übermüthige Gestalten wie Hütchen, Pinzelmann und andere hervortreten, solche sind Kludde, Lobber, Dschhaert, Kladaert, Klahaert und der lange Wapper zu Antwerpen. Ihnen allen ist mehr oder minder die Gabe eigen, ihre Gestalt, wie Proteus, beliebiger Weise zu wandeln, Kludde aber tritt besonders gern als ein altes abgemagertes Pferd auf und wird in der Gegend von Ostende für einen Wassernix gehalten. Von einem solchen neckenden Geiste erzählt auch die folgende Sage. Zwei Männer mußten in einer finsternen Nacht einen Weg machen, der längs einem Bache führte. Sie hörten plötzlich eine Stimme, welche laut um Hilfe rief, und liefen, von Mitleid bewegt, dem Orte zu, woher dieselbe zu kommen schien: dem Rufen nach glaubten sie einen Menschen zu hören, der eben in der größten Gefahr war, zu ertrinken. Zu ihrem großen Erstaunen aber ging die Stimme immer höher aufwärts und gegen die Quelle des Baches zu. Sie folgten ihr die ganze Nacht; als sie aber an der Quelle ankamen, da hörten sie die Stimme an der anderen Seite des Berges, den sie theilweise eben erstiegen hatten. Ermüdet und matt ließen sie von weiterem Folgen ab und warfen sich ins Gras, um etwas auszuruhen; doch da scholl ihnen aus der Quelle ein helles Gelächter entgegen, worüber sie sich so erzürnten, daß sie den Ort verließen. — Dieselbe Sage erzählt Walter Scott in der *Minstrelsy of the Scottish borders*. Introd. CIX. vom Wassergeiste Shellycoat, und die hier stehende Erzählung, die zuerst in der belgischen Zeitung *Emancipation* erschien, ist so wortgetreu, daß man sie fast für eine Uebersetzung halten möchte.

Den Schluß unserer Zusammenstellung mögen noch einige Sagen ethischen

Inhalts bilden, die ebenfalls in vielen Theilen Deutschlands, zum Theil allgemein verbreitet sind. So gehört hierher die Sage von einer im Beem bei Jout-Reeuw untergegangenen Stadt. Die Einwohner waren böse Schlemmer und arge Praffer, die in ihrem Uebermuth nichts kannten, als die Stillung ihrer Lüste. Da sandte der liebe Gott den Engel Gabriel in die Stadt, und er kam gerade zur Christnacht an, wo die Kälte den höchsten Grad erreicht hatte und der Schnee fufshoch lag. Hier schlich er als Bettler von Thür zu Thür, aber er vermochte keine Seele zu rühren, nur ein draußen wohnender armer Mann öffnete ihm. Da warf er plötzlich die Hülle weg und stand als Engel Gottes da und rief gegen die sündige Stadt hin: „Als Unkraut sollt ihr weggejagt werden von der Erde, und des Herrn Fluch soll euch treffen. Da erbebt die Erde, der Regen floß in Strömen, Welle an Welle wälzte sich an der Hüfte vorüber, und die Stadt war nicht mehr. Der arme Mann erschauete erst am anderen Morgen die Zerstörung in ihrer Furchtbarkeit. Seitdem liegt das Beem an der Stelle, und es ist am Christabend dort nicht geheur; aus der Tiefe des Sees schallen wunderbare Stimmen, und mitunter tönt ein grausenregendes Geheul daraus hervor, dazu läuten die Glocken ohne Unterlaß, aber in so erschütternd wehmüthigem Tone, daß noch Keiner stark und lähn genug war, um zuzuschauen und abzuwarten, was da unten abgeht. — Es ist die uralte Sage von Philemon und Baucis, die hier, wie auch in Deutschland, in verschiedenen Gestalten wiederkehrt. — Eine andere häufig auftretende Sage ist die von der reichen Frau, welche ihrer dürftigen Schwester, die sie um Brod bittet, dasselbe verweigert; da werden plötzlich alle Brodte in ihrem Hause in Stein verwandelt, und eines derselben hängt noch in der Sankt Peters-Kirche zu Leyden. Wie in Magdeburg, lehrte auch einmal eines reichen Mannes Frau zu Dünkirchen, die nur Scheintodt war, aus dem Grabe wieder; da wollte er's nicht glauben, als sie unten rief und sprach, er solle öffnen, sie sey wieder da, und er sagte, das sey nicht möglich, und eben so wenig könnten seine Pferde die Treppe hinauf auf den Söller laufen und zum Fenster hinausschauen. Da ging's auf einmal trapp trapp, und die Pferde kamen herauf; da öffnete er seiner Frau und drückte sie unter vielen Thränen an sein Herz. Zum Andenken ließ er zwei Pferdeköpfe am Giebel anbringen, die noch zu sehen sind. — In der Altmark erzählt man von einem Mäher, der mit anderen bei der Arbeit war, und da folgenden Tages das Fest eines Heiligen war und die Glocken zur Vesper läuteten, rief er seinen Genossen zu, sie sollten von der Arbeit ablassen und zur Kirche gehen, die aber verlachten ihn, und er ging allein. Wie er zurückkam, fand er zur Belohnung ein Geldstück an seiner Sense eingeklemmt. Eine ähnliche Sage findet sich hier (Nr. 300). — Doch die Zahl dieser verwandten Sagen ist so groß, daß wir sie hier nicht weiter verfolgen können; wir können uns aber nicht versagen, noch zum Schluß eine schöne Sage mitzutheilen, die statt aller übrigen, die wir nicht erwähnt, noch für den Werth des Buches sprechen möge.

Es war im Hegefeuer ein arm Seelchen, das rief immer: „Paul, ach du armer Paul!“ und wenn die Engel vom Himmel kamen, die Seelen zu trösten, so gab es keinen Trost für das Seelchen, sondern es sprach auf jedes Trostwort nur: „Paul, ach du armer Paul!“

Da ward ein Engel einmal neugierig, warum das arme Seelchen immer also spräche, und fragte es um die Ursache. Antwortete das Seelchen, daß es auf Erden einen lieben Mann rückgelassen hätte, der untröstlich seyn müßte ob seinem Tode, und bat den Engel, nur auf ein Viertelstündlein seinen armen Gemahl wiedersehen zu dürfen, damit es ihn bitten könnte, wenigstens ein Vaterunser für es zu sprechen.

Aber der Engel sagte: „Will dir das wohl erlauben, aber dann mußt du tausend Jahre länger im Hegefeuer sitzen.“

„Thut nichts“, sprach das arme Seelchen, „wenn ich ihn nur wiedersehen kann; will's gern ertragen, und wären es noch hunderttausend Jahre.“

Und der Engel machte die Ketten von dem Seelchen los, und es flog auf die Erde; aber ach, da fand es seinen Mann in Gesellschaft von schlimmen Mädchen, denen er Küsse gab auf Küsse, und das arme Seelchen flog betrübt wieder zurück und wollte wieder ins Hegefeuer. Aber der Engel nahm's und führt's in den Himmel und sagt: „Hast mehr gelitten in dem Augenblick, als im Hegefeuer in tausend Jahren; bist jetzt für immer erlöst, aber dein böser Mann ist für immer verdammt.“

A. K.

England.

Die Engländer auf dem Kontinent.

Unter diesem Titel enthält das neueste Heft der Foreign Quarterly Review einen Aufsatz, der den Beweis liefert, daß die Engländer nicht die Besten sind, ihre nationalen Eigenthümlichkeiten und die Weise, wie sich diese in ihrem Verkehr mit fremden Völkern äußern, ins Lächerliche zu ziehen. „Der Fundamental-Irrthum der reisenden Engländer“, heißt es unter Anderem, „besteht darin, daß sie ihre englischen Ansichten und Gewohnheiten mit sich führen, statt sie, gleich ihrem Mobilien und ihren Gemälde-Sammlungen, wohl verwahrt hinter sich zu lassen. Ein Engländer ist im Auslande an jener abstoßenden Manier zu erkennen, die ihn wie eine Eistrinde bedeckt, der man sich nicht nähern kann, ohne vom Frost ergriffen zu werden. Das Gefühl seiner Ueberlegenheit erstarrt Alles um ihn her; man möchte ihn für einen Schneemann oder für einen von dem höchsten Alpen-Gletscher niedergestürzten Eisklumpen halten. Eher könnte die Sonne den Gipfel der schneebedeckten Jungfrau aufthauen, als ihn zum geselligen Leben erwärmen. Woher rührt dieses? Warum sehen die Engländer auf alle andere Völker herab, als ob diese aus schlechtem Thon und sie allein aus echtem Porzellan geformt wären — als ob

Kunst und Wissenschaft, Macht und Kultur, Anmuth und Schönheit, Weisheit und Tugend zum ausschließlichen Monopol Großbritanniens gehörten? Warum thun sie dieses? Weil das Gold ihre Herzen verrostet hat; weil sie mit ihren Geldsäcken die Welt beherrschen und nur die Hand in die Tasche zu stecken brauchen, um die Erde auf ihrer Achse zu erschüttern.“

Der Egoismus und die schroffe Abgeschlossenheit des Charakters, durch die sich die Engländer auszeichnen, entspringen, wie der Verfasser meint, zuerst aus ihrer insularischen Lage, und ein langer Krieg, der sie während dreißig Jahre dem Kontinent entfremdete, hat dazu beigetragen, jene Züge noch mehr zu entwickeln. „Die Eigenthümlichkeit anderer Nationen verschmelzen sich, wie die Farben eines Prisma's, an ihren Grenzen; die Engländer aber, vom Wasser umgeben, sind der Vortheile beraubt, die ihnen der Umgang, der Ideen-Austausch, die stete Berührung mit den Nachbar-Völkern gewähren würde. So paradox auch diese Behauptung in Bezug auf eine Nation erscheinen mag, die ihre Reichthümer vorzugsweise dem Handel verdankt, die den Erdball umschifft und kolonisiert hat, deren Herrschaft sich über alle Welttheile erstreckt und in deren Besitzungen die Sonne nie untergeht, so ist sie dennoch begründet. Dieses ganze Eroberungs- und Kolonisations-Werk geht am Schreibtisch vor sich. Ein Comtoir in einer düsteren Gasse, in den finsternen Tiefen der City, ist das Laboratorium, wo man das tragbare Gas verfertigt, das nachher über die entferntesten Regionen verbreitet wird. Ein halb Duzend ernster Männer kommen um einen Tisch zusammen, fragen ihre Unterschrift auf ein Stück Papier — und ein neues Reich entsteht im südlichen Ocean; sie trennen sich schweigend, begeben sich nach Hause und verzehren dort ihr Mittagbrod mit so unerschütterlichem Phlegma, als ob sich nichts Außerordentliches ereignet hätte. An einem einzigen Morgen wird die Grundlage zu einem Handelssystem gelegt, dessen Wirkungen noch ungeborene Generationen empfinden können; aber in dem inneren Leben der Urheber bringt es keine Veränderung hervor. Die Zeiger der Uhr bewegen sich vorwärts, aber der innere Mechanismus verharrt in seiner dunklen Routine. Wir finden es leichter, den Ueberschuß unserer Bevölkerung nach entfernteren Gegenden zu verschiffen, die britische Flagge auf einem neuentdeckten Felsen aufzupflanzen und eine Flasche dabei auf das Wohl Alt-Englands zu leeren — als vertraute Berührungen mit anderen civilisirten Nationen zu unterhalten, den Rost der Isolirtheit und sauren Sklavenarbeit abzuscheuern, und der einen Idee des Gewinns zu entledigen und von unseren Nachbarn Humanität und Geselligkeit zu lernen. Im weiteren, philosophischen Sinne des Worts haben wir nie nach dem wahren Prinzip der Colonisation gehandelt; wir verstehen es, andere Völker zu unterjochen, aber nicht ihre Zuneigung zu erwerben. Unsere Niederlassungen gleichen einem verchanzten Lager in Feindes Lande; in Indien umringen uns Eifersucht und Mißtrauen von allen Seiten; der Zwiespalt der Racen ist in Kanada noch heutzutage eben so bitter, wie im Jahr 1760, und in Irland steht der Sachse dem Missethäter noch eben so schroff gegenüber, wie zu den Zeiten Strongbow's und Tyrone's. Hieran ist unsere Unbeweglichkeit, unser Widerwille gegen jede Verschmelzung Schuld.“

Dieselbe Erscheinung, bemerkt der Verfasser weiterhin, deren Wirkungen sich im größeren Maßstabe bei politischen Ereignissen kundgeben, ist auch im Kleinen in dem Benehmen englischer Reisenden auf dem Kontinent zu gewahren. „Wenn ein Franzose oder Italiener England besucht, so führt er seinen Sonnenschein mit sich; wenn ein Engländer nach Frankreich oder Italien geht, kann er eben so wenig seine Nebel hinter sich lassen. Es ist unmöglich, ihn zufriedenzustellen; immer ist er mißvergnügt, nichts ist ihm recht — und zwar aus dem einzigen Grunde, weil es anders ist als in England. Man sollte glauben, daß er eine Entdeckungstreife angetreten habe, um England zu suchen — so unwirsch geberdet er sich, weil er es nicht an jeder Ecke findet. Es fällt ihm nicht ein, die Berührungspunkte zwischen dem Ausland und seiner Heimat aufzusuchen; sein ganzes Trachten ist darauf gerichtet, die Abweichungen zu entdecken. Er hat von der Thatsache keine Ahnung, daß die ersteren bei weitem die letzteren überwiegen; daß es weit mehr zu bewundern und nachzuahmen, als zu tadeln und zu vermeiden giebt, und daß es möglich sey, richtiges Gefühl, gesunde Moralität, praktisches Wohlwollen, soziale Tugend unter Völkern anzutreffen, deren Ideen über die Kochkunst und Ventilation den feinigsten Schnurstricks zuwider laufen. Bei jedem Schritte findet er einen neuen Vorwand, seinen Mißmuth und seine üble Laune auszuschütten, und man wundert sich nur, warum er je seine Heimat verließ und warum er nicht ohne Verzug dahin zurückkehrt. „Es giebt auf dem Kontinente nichts zu essen (diese Klage ist allgemein) — der Wein ist Essig — die unteren Stände sind in Schmutz und Aberglauben versunken — die Kirchen sind mit theatralischem Flitterwerk ausgeputzt — das Volk wird von den Priestern ausgezogen — in den Städten herrscht ein unerträglicher Geruch — die Weiber sind frech und affektirt, die Männer windig und gedenshaft — den wenigen wohlherzogenen Leuten ist die Würde und Zurückhaltung fremd, die sie vor dem großen Haufen auszeichnen müßten — es giebt keinen Unterschied der Stände, und man kann nicht in Gesellschaft gehen, ohne durch den leichtfertigen, unsittlichen Ton der Unterhaltung beleidigt zu werden.“

„Und giebt es denn in England gar nichts, das die Galle des Fremden erregen könnte, der ein gleiches Gefallen daran fände, Beschwerden zu sammeln und unangenehme Wahrheiten aufzuzeichnen? Sind wir denn ganz von öffentlichen Anstößigkeiten und sozialen Nebeln frei? Man führe einen Engländer nach unseren Manufaktur-Distrikten, unseren Bergwerken und Kohlengruben und unseren großen Städten. Giebt es dort nichts, das berechnet wäre, sein Mitleid zu erwecken, ihn mit Staunen und Grausen zu erfüllen? Kein Unrecht, keine Unterdrückung, kein Laster? Ueberall wird sein Herz durch die Grausamkeit unseres Systems verwundet, durch den scheußlichen Kontrast des Reichthums mit dem Elend, der Ueberfüllung mit dem Mangel;

er steht eine bevorzugte Klasse, die im Luxus erstickt, neben einer dichten Volksmasse, die mit Wollsgier um die Mittel kämpft, ein kümmerliches Leben zu fristen. Die Trunksucht — unbekannt in seinem sonnigen Vaterlande — wirft sich ihm bei jedem Schritt entgegen; in den dampfenden und vollgedrängten Straßen hört er den Schrei der Verzweiflung, den gotteslästerlichen Fluch, die bittere Verwünschung. . . . Es ist wahr, wir haben schöne Läden und aristokratische Häuser, macadamisirte Chaussees und glattgepflasterte Trottoirs; aber sie machen das Elend und die Entartung des großen Haufens nur noch sichtbar. Was unsere Priester anlangt, so begegnet man ihnen zwar nie auf der Straße, aber nur deshalb, weil sie in ihren Equipagen einherfahren — ein Symptom, welches die Verschlimmerung des Uebels bezeugt! Auch sind wir keinesweges so frei von allem Aberglauben, wie wir uns schmeicheln. Es ist nicht lange her, daß Sir William Courtenay in Kent auftrat; die Sekte der Johanna Southcote gebeißt ganz vortrefflich, und im Norden von England stehen Heren noch in gutem Ansehen. An Leichtgläubigkeit geben wir keinem andern Volke nach, wie unsere Polizeiberichte, Bankschwindelereien, Emigrationspläne und Universalmittel bezeugen. Sind wir im Allgemeinen aufgeklärter als unsere Nachbarn? Behandeln wir unsere Gelehrten mit größerer Achtung? Haben wir ein besseres Schulsystem?"

Alle diese Fragen werden von dem Reviereur verneint und als Gegenfaß ein etwas idealisirtes Bild der „Europäischen“ Zustände gezeichnet — wo hohe Auflagen und schneidende Stürme unbekannt sind und wo ein ewigblauer Himmel das Volk zum Genuß einladet. Am meisten gefallen ihm die öffentlichen Wirthshäuser, an welchen man Individuen aus allen Ständen — mit Adligen und Kaufleuten, Staatsbeamten vom höchsten Rang und schlichten Bürgern — zusammentrifft und die aus eben dem Grunde der aristokratischen Abgeschlossenheit seiner Landsleute zum Anstoß gereichen.

„Eine Schwäche“, heißt es weiter, „die uns besonders charakterisirt, ist die, daß wir, um durch die Welt zu kommen, uns nur auf unser Geld verlassen. Nicht zufrieden, volle Börsten in der Tasche zu haben, müssen wir sie auf unseren Reisen den Gastwirthen und Postillons unter die Nase stecken, um ihnen unsere Ueberlegenheit zu zeigen und auf eine beleidigende Weise anzudeuten, daß wir sie für geringe Mietlinge halten, die bereit sind, Alles in der Welt für uns zu thun, wenn sie nur danach bezahlt werden. Natürlich kommt uns eine solche Eitelkeit und Anmaßung theuer zu stehen, und wir haben dafür einen hohen Zoll zu entrichten. Mylord Anglais wird überall mit gleichnerischer Unterwürfigkeit behandelt, überall gebrandschmägt und ausgeplündert — was er nur sich allein zu verdanken hat. Vor einigen Jahren begegnete Schreiber dieses zu Lüttich einem alten Gentleman, der ganz Belgien durchkreist und den Rhein hinauf nach Nassau gefahren war, ohne eines einzigen Wortes in irgend einer Sprache mächtig zu seyn, außer seinem eingebornen Englisch. Die Schilderung, die er von dieser stummen Reise gab, war äußerst belustigend. Er meinte, wenn man nur Geld die Hülle und Fülle habe, so brauche man keine fremde Mundart zu kennen; er wußte nicht im Geringsten, wie viel er in Wiesbaden und in anderen Dörtern ausgegeben habe, da er nur die Hand in die Tasche zu stecken pflegte, einen Pausen Sovereigns hervorzuholen und die Leute sich selbst bezahlen ließ. „Er verstehe ihre Rechnungen nicht, sie wären in so verfluchten Hieroglyphen geschrieben; doch was mache das? Geld bringe einen Menschen überall durch! (dieser Ausspruch wurde durch einen donnernden Schlag auf die Hosentasche bekräftigt) — mochte er betrogen werden, er habe Geld genug bei sich und noch mehr zu Hause; wahrscheinlich werde er betrogen, aber das sey ihm gleich“ u. s. w. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Berlioz über die Sing-Akademie und die Militair-Musik-Corps in Berlin. Diese beiden Anstalten hauptsächlich, so wie die Aufführung seiner eigenen Compositionen im Opernhause, sind es, die Herr Seltor Berlioz in seinem neuesten, das Feuilleton des Journal des Débats vom 8. Nov. füllenden, musikalischen Briefe bespricht. Die Sing-Akademie unter Rungenhagen's einsichtsvoller und die vereinigten Militairmusik-Corps unter Wieprecht's energischer Leitung werden mit gleicher Wärme von ihm gepriesen. „Ich wüßte“, sagt er, „kaum fertig zu werden mit dieser königlichen Stadt Berlin, wenn ich alle ihre musikalischen Reichthümer im Einzelnen berühren wollte. Es giebt wenige Hauptstädte, wenn es überhaupt deren noch giebt, die auf ihre harmonischen Schätze so stolz seyn können. Die Musik ist dort in der Luft verbreitet, man athmet sie ein, sie durchdringt uns. Jedermann ehrt sie; die Reichen wie die Armen, die Kirche wie das Heer, die Künstler wie die Kunstliebhaber, Volk und König zollen ihr gleiche Verehrung. Der König vor Allen pflegt und liebt sie, wie jede andere Wissenschaft und Kunst: sein Auge folgt allen Bewegungen der neuen Schule, ohne die Erhaltung der Meisterwerke der Alten zu vernachlässigen. Ein wunderbares Gedächtniß kommt ihm dabei zu Hülfe, ein Gedächtniß, das zuweilen seine Bibliothekare und Kapellmeister in Verlegenheit bringen kann, wenn er mit ihnen unvermuthet von gewissen Fragmenten alter, wenig gekannter Meister spricht. Nichts entgeht ihm in den Gebieten der Gegenwart wie der Vergangenheit; er will Alles hören und prüfen. Daher die Anziehungskraft Berlins für alle musikalische Künstler von Ruf und daher der außerordentliche Sinn für Musik und die vortrefflichen Gesangs- und Instrumentalmusik-Institute, die so sehr zu bewundern sind. Die Sing-Akademie gehört zu

ihrer Zahl. Sie wird, wie die in Leipzig und alle andere Akademien dieser Art in Deutschland, größtentheils von musikalischen Dilettanten, mit frischen und klangreichen Stimmen, gebildet, unter denen sich besonders die Soprane und Bässe auszeichnen; doch auch einige Theater-Mitglieder nehmen daran Theil, und die Damen der großen Welt machen sich ein Vergnügen daraus, hier neben Mantius, Vötticher oder Ule. Hänel zu singen. Die Akademie steht unter der geschickten Leitung des Herrn Rungenhagen, und ihre Leistungen sind ohne allen Vergleich höher, als was man von dieser Gattung der Musik in Paris hören kann.“ — Herr Berlioz ist, wie schon aus seinen früheren Briefen hervorging, kein großer Verehrer der Bach'schen Musik; er spricht auch nicht deutsch und vermag also nicht zu beurtheilen, wie sehr die Composition dem Sinn der Worte entspricht; gleichwohl hat ihm die Aufführung der „Passion“ des alten Sebastian Respekt und Bewunderung eingeflößt. Eine so gewaltige Wirkung, wie die des ersten Tutti der beiden Chöre, ist ihm so leicht noch nicht vorgekommen. „Ein Pariser“, fügt er hinzu, „hat kaum einen Begriff davon, mit welcher Verehrung in Deutschland dergleichen Musiken angehört werden. Jeder folgt mit den Augen den Worten des Textbuchs; keine Bewegung läßt sich unter den Zuhörern wahrnehmen: kaum ein Murmeln des Beifalls, geschweige denn ein störender Applaus. Es ist als wären die Leute in der Predigt und hörten das Evangelium vortragen; nicht einem Konzerte, sondern einem Gottesdienste wohnen sie bei. Und so muß diese Musik auch in der That angehört werden. Man betet Bach an und man glaubt an ihn, ohne auch nur den leisesten Zweifel an seine Göttlichkeit zuzulassen: ein Keger erregt diesen Gläubigen Schauer, ja es ist verboten, von einem solchen auch nur zu sprechen. Bach ist Bach, wie Gott Gott ist.“ — Herr Berlioz bekennt sich, wie gesagt, zu diesem musikalischen Glauben nicht. Als einige Tage darauf Graun's berühmtes Oratorium aufgeführt wurde, das, wie er meint, nur in Berlin seine speziellen Verehrer besitze, während die „Bach'sche Religion“ über das ganze nördliche Deutschland verbreitet sey, war er unwohl geworden, und sein Arzt, Geheimrath Casper, obwohl selbst ein großer Musikliebhaber, verbot ihm, das Zimmer zu verlassen.

Voll Bewunderung ist Hr. Berlioz auch für das Institut der Militairmusik sämmtlicher Garderegimenter, das unter der Leitung des Herrn Wieprecht ein Ensemble bildet, wie man es wirklich nicht leicht noch einmal findet. „Man denke sich“, schreibt er, „eine Masse von mehr als sechshundert Musikern, lauter Spieler vom Blatt, die den Mechanismus ihres Instruments vollkommen inne haben, richtig auffassen und von der Natur mit unermüdbaren Lungen, so wie mit einem eisernen Lippenwerk, ausgestattet sind. Die höchsten Töne, die unsere Künstler in Paris nicht zu erreichen vermögen, werden von diesen Trompeten, großen und kleinen Hörnern mit merkwürdiger Leichtigkeit wiedergegeben. Regimenter von Musikern sind es und nicht Regiments-Musiker.“ — Der fremde Meister hatte die Ehre, einem Konzerte dieses Orchesters beizuwohnen, das Sr. K. M. der Prinz von Preußen in seinem Palast veranstaltet hatte und wobei die Ouvertüre von Berlioz zu den „Behmrichtern“, eine Schlachtmusik vom Grafen von Westmoreland und ein „Hadelantanz“ von Meyerbeer aufgeführt wurden. Die Anmuth, mit welcher die Frau Prinzessin von Preußen jedem Künstler wie jedem Gelehrten zu begegnen weiß, hat auch ihn entzückt. „Während der Pausen dieses furchtbar gewaltigen Orchesters“, sagte er, „hatte ich die Ehre, mich einige Augenblicke mit Ihrer Königl. Hoheit zu unterhalten, deren feiner Geschmack und deren Kenntnisse in der Musik ihr Urtheil so überaus werthvoll erscheinen lassen. Die Frau Prinzessin spricht das Französische mit einer Reinheit und Eleganz, die mich selbst fast einschüchterten. Ich wünschte, daß ich hier von dieser Erscheinung ein Shakespeare'sches Bild entwerfen oder daß ich wenigstens den verschleierte Umriß ihres Liebreizes den Lesern wiedergeben könnte; ich würde es vielleicht wagen, wenn ich der größte der Dichter wäre.“

Auch einem Postkonzert hat er beigewohnt, wo Meyerbeer und der Graf v. Redern abwechselnd am Flügel accompagnirten, wo ihm Alexander von Humboldt eine freundliche Begegnung war und wo der König und die Königin selbst sich mit ihm über seine Compositionen unterhielten und Sr. Maj. besonders für seine bekannte Symphonie „Romeo und Julie“ ein außerordentliches Interesse zeigte. — Es schließt dieses Schreiben mit einer Kritik der Aufführung seiner Musikstücke, die in Berlin ungemein schnell einstudirt wurden und von denen das „Requiem“ ihm einige Angst verursachte, zum Theil, weil in der Generalprobe Orchester und Chor nicht recht zusammenstimmten, was jedoch unter der tüchtigen Mitwirkung der Konzertmeister Ganz und Ries bald verbessert wurde, zum größeren Theil aber wohl, weil der Komponist sich bewußt war, hier einem Publikum gegenüber zu seyn, das mit dem Requiem des großen Meisters Mozart so innig vertraut ist. Vollkommen (royalement) gelungen nennt er die Ausführung seiner Kantate: „der fünfte Mai“ — „was mit einem solchen Orchester und einem Sänger wie Vötticher allerdings nicht anders seyn konnte“ — es verwundert ihn jedoch, daß Manche so geschmacklos waren, dieser Composition vor allem Anderen, was er in Berlin aufführen ließ, den Vorzug zu geben. Diese „Manche“ haben aber dadurch dem Komponisten vielleicht andeuten wollen, zu welchem Genre von Compositionen er den meisten Beruf habe. Der „fünfte Mai“ ist ein einfacher Gesang mit einem edlen, ansprechenden Refrain und einem gewaltigen Schlußchor — allerdings verschieden von jenen Ueberbietungen aller musikalischen Hülfsmittel, wie sie in einem vierfachen Orchester von Blechinstrumenten und Pauken in seinem Requiem und in den Symphonieen zur Anwendung kommen — aber darum vielleicht den wahren Musikfreunden erfreulicher und von nachhaltigerem Eindruck.